



Kolumne (Philosophische Fragmente)

Gegen die Gewissheit: Philosophische Irrtümer



Jede Epoche lebt von Gewissheiten, die kaum noch jemand bemerkt. Die Kolumne: **Gegen die Gewissheit – Philosophische Irrtümer** untersucht die verborgenen Voraussetzungen unseres Denkens und stellt jene Überzeugungen infrage, die als selbstverständlich gelten. In kurzen philosophischen Essays verbindet Timo Heidl klassische Denktraditionen mit neuen Perspektiven und zeigt, dass der größte Irrtum oft nicht in einer falschen Antwort liegt, sondern in einer Frage, die nie gestellt wurde. *Von Timo Heidl (01.08.2026, letzter Beitrag am 01.08.2026)*

01.08.2026 – **Das Individuum existiert**

Kaum eine Überzeugung hat das Denken der Neuzeit tiefer geprägt als die Vorstellung, der Mensch sei ein Individuum. Fast jede große Philosophie der Moderne beginnt mit einem einzelnen Menschen, der sich selbst begegnet. [René Descartes](#) zieht sich in den Raum des Zweifels zurück und stößt dort auf den berühmten Satz: „Ich denke, also bin ich.“ Noch bevor irgendein anderer Mensch die Bühne betritt, sitzt dort bereits ein **Ich**, das denkt, zweifelt und sich seiner eigenen Existenz versichert. [Immanuel Kant](#) baut auf diesem Fundament das autonome Subjekt auf, das frei entscheidet und sich selbst das moralische Gesetz gibt. Annähernd die gesamte Neuzeit erzählt dieselbe Geschichte des einzelnen Menschen, der zuerst steht. Erst danach treten Sprache, Beziehungen, Kultur und schließlich die Gesellschaft hinzu. Diese

Reihenfolge ist uns so vertraut geworden, dass wir sie kaum noch bemerken. Wir reden von Individuen, als wären sie die kleinsten Bausteine der sozialen Welt. Menschen begegnen einander, verlieben sich, streiten, gründen Familien, wählen Regierungen und errichten Staaten. Alles scheint beim Einzelnen zu beginnen, während Gesellschaft lediglich als die Summe vieler Einzelner erscheint.

Doch was geschieht, wenn dieser Ausgangspunkt niemals bewiesen wurde? Wenn die Philosophie ihre größte Gewissheit von Anfang an einfach vorausgesetzt hat? Vielleicht beginnt der folgenreichste Irrtum der Neuzeit mit einem einzigen kleinen Wort: Ich.

Versuchen wir deshalb, dieses Wort für einen Augenblick aus unserem Denken verschwinden zu lassen. Hören wir nicht auf Descartes, sondern auf ein neugeborenes Kind. Es kommt zur Welt, schreit, friert, hungert, sucht Wärme und erschrickt über Geräusche, die es noch nicht einordnen kann. Es klammert sich an Berührungen, lange bevor es versteht, wer es selbst ist oder was diese fremde Welt von ihm will. Sein Körper antwortet auf das Leben, bevor sein Bewusstsein überhaupt begonnen hat, Fragen zu stellen.

Besitzt dieses Kind bereits ein Ich? Natürlich lebt es, fühlt und reagiert, aber erkennt es sich als Person? Weiß es, dass es sich von anderen unterscheidet? Kann es sich selbst als denjenigen denken, der diese Erfahrungen macht? Nichts spricht dafür. Dennoch reden wir fast selbstverständlich so, als sei dieses Ich von Anfang an vorhanden, verborgen irgendwo im Gehirn, bereit, sich langsam zu entfalten wie ein Organ, das lediglich noch wachsen muss.

Nur hat niemand dieses Ich je gefunden. Wer ein Gehirn untersucht, entdeckt zwar Milliarden Nervenzellen, elektrische Impulse, Erinnerungen, Wahrnehmungen und Gefühle, doch zwischen all diesen Vorgängen liegt nirgends ein kleiner Ort, an dem sich das Ich versteckt hält. Womöglich suchen wir deshalb am falschen Platz. Was, wenn das Ich gar nicht im Menschen liegt, sondern erst dort entsteht, wo Menschen einander begegnen?

Nirgends zeigt sich das deutlicher als in der Sprache. Kein Kind spricht, weil Wörter bereits in seinem Inneren darauf warten, ausgesprochen zu werden. Es spricht, weil andere Menschen sprechen, indem es Laute hört, sie nachahmt, scheitert, es erneut versucht und letztlich langsam in ein Gespräch hineinwächst, das lange vor seiner Geburt begonnen hat. Irgendwann fällt zum ersten Mal dieses unscheinbare Wort: „Ich“. Wir nehmen diesen Moment kaum wahr, obwohl sich in ihm etwas Außergewöhnliches ereignet. Das Kind beschreibt nicht einfach eine Wirklichkeit, die längst vorhanden war, sondern beginnt mit diesem Wort überhaupt erst, sich selbst als jemanden zu erleben. Das Ich erscheint nicht zufällig gemeinsam mit der Sprache. Vielleicht ist Sprache nicht ihr Ausdruck, sondern ihre Geburtsstätte.

Dadurch verändert sich der Blick auf uns selbst, denn was wäre ein Ich ohne Wörter? Wie sollte ein Mensch sich selbst denken, wenn ihm jede sprachliche Möglichkeit fehlte, sich überhaupt als jemand anzusprechen? Erstaunlich selten hat die Philosophie diese Frage wirklich ernst genommen.

Dass unser Selbst nicht in der Einsamkeit entsteht, zeigt sich noch deutlicher an einem Gefühl, das jeder kennt. Ein Mensch, der allein durch einen Wald geht, empfindet keine Scham. Scham beginnt erst dort, wo ein anderer Blick ihn trifft oder auch nur treffen könnte. Plötzlich sieht er sich mit fremden Augen. Dasselbe gilt übrigens auch für Anerkennung oder Demütigung. Kaum ein Bild, das wir von uns selbst besitzen, stammt somit ausschließlich aus unserem Inneren, denn überall finden sich die Spuren der Menschen, denen wir begegnet sind.

[George Herbert Mead](#) brachte diesen Gedanken auf eine ebenso einfache wie tiefgreifende Formel. Der Mensch lernt sich selbst kennen, indem er sich mit den Augen anderer betrachtet. Das Ich ist kein Ursprung, sondern ein Ergebnis; und doch reicht selbst diese Einsicht noch nicht weit genug, da auch unsere Wünsche durch Beziehungen entstehen. [René Girard](#) beobachtete übrigens, dass Menschen selten einfach begehren, was sie aus sich selbst heraus wollen, sondern das, was andere bereits begehren. Das Vorbild ist somit oft wichtiger als der Gegenstand selbst und vielleicht gilt dieses Prinzip auch für unser gesamtes Selbstverständnis.

Somit wäre das Individuum kein abgeschlossener Kern, der unabhängig von allen anderen existiert, sondern der Schnittpunkt unzähliger Beziehungen. Sprache, Erinnerung, Nachahmung, Erziehung und Anerkennung bilden kein nachträgliches Umfeld des Menschen, vielmehr bilden sie den Boden, auf dem überhaupt erst ein Ich entstehen kann. Nichts davon wächst im Einzelnen heran, sondern entsteht im Miteinander.

Von hier aus verändert sich beinahe jede philosophische Frage, denn Freiheit wäre dann nicht länger Unabhängigkeit, da niemand frei wird, indem er sich von allen anderen löst. Ein Mensch ohne Beziehungen wäre nicht befreit, sondern sprachlos, orientierungslos und vermutlich nicht einmal imstande, sich selbst als Person zu verstehen; ja selbst Verantwortung erschiene in einem anderen Licht. Gewiss trägt jeder Mensch Verantwortung für sein eigenes Handeln, doch auch jede Gesellschaft trägt Verantwortung für die Menschen, die sie hervorbringt. Wir sprechen zwar ständig davon, dass Menschen ihre [Kultur](#) gestalten, allerdings formt die Kultur ihre Menschen mindestens ebenso sehr. Plötzlich lässt sich kaum noch sagen, wer hier eigentlich wen erschafft.

Deshalb wirkt unsere Gegenwart eigentümlich widersprüchlich, da nie zuvor Individualität so leidenschaftlich gefeiert wurde. Jeder soll einzigartig sein und schon Kinder hören, sie müssten vor allem sie selbst werden. Doch wie soll jemand zu sich selbst finden, wenn dieses Selbst überhaupt erst aus zahllosen Begegnungen hervorgeht? Liegt die Ironie unserer Zeit somit nicht darin, dass sie das Individuum unablässig beschwört und zugleich jene Räume zerstört, aus denen es hervorgeht? Einsamkeit breitet sich aus, Gemeinschaft verliert an Kraft, vertraute Orte verschwinden und digitale Kontakte treten an die Stelle leiblicher Begegnungen. Trotzdem reden wir immer lauter vom autonomen Menschen. Das erinnert an einen Baum, der seine Unabhängigkeit feiert, während seine Wurzeln langsam vertrocknen.

Womöglich beginnt die Philosophie genau dort von Neuem, wo sie ihren sichersten Ausgangspunkt verliert; nicht, weil Menschen austauschbar wären oder Freiheit Einbildung wäre, sondern weil das Ich niemals am Anfang stand. Vielleicht ist das Ich keine Ursache, sondern eine Entstehungsgeschichte und zugleich die folgenreichste Hervorbringung des Menschseins.

Transparenzhinweis: Die Texte wurden unter Verwendung KI-gestützter Sprachassistenten stilistisch verdichtet.